

Theodor W. Adorno: *Freiheit, Determinismus, Identität*, in: *Negative Dialektik*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1. Auflage, 1975, S. 215 – 217.

Die Gleichgültigkeit gegen die Freiheit, ihren Begriff und die Sache selbst, wird gezeitigt von der Integration der Gesellschaft, die den Subjekten widerfährt, als wäre sie unwiderstehlich. Ihr Interesse daran, daß für sie gesorgt werde, hat das an einer Freiheit gelähmt, die sie als Schutzlosigkeit befürchten. Wie der Appell an Freiheit klingt bereits ihre Nennung phrasenhaft. Dem mißt der intransigente Nominalismus sich an. Daß er objektive Antinomien nach logischem Kanon ins Bereich der Scheinprobleme relegiert, hat seinerseits gesellschaftliche Funktion: Widersprüche durch Verleugnung zuzudecken. Indem man sich an Daten hält oder deren zeitgemäße Erben, die Protokollsätze, wird das Bewußtsein von dem entlastet, was dem Äußeren widerspricht. Nach den Regeln jener Ideologie wären nur die Verhaltensweisen von Menschen in verschiedenen Situationen zu beschreiben und zu klassifizieren, nicht von Willen oder Freiheit zu reden; das sei Begriffsfetischismus. Alle Bestimmungen des Ichs müßte man, wie der Behaviorismus tatsächlich plante, einfach zurückübersetzen in Reaktionsweisen und Einzelreaktionen, die dann sich verfestigt hätten. Außer Betracht bleibt, daß das Verfestigte neue Qualitäten hervorbringt gegenüber den Reflexen, aus denen es entstanden sein mag. Die Positivisten gehorchen bewußtlos dem Dogma vom Vorrang des Ersten, das ihre metaphysischen Todfeinde hegten: „Am meisten verehrt nämlich wird das älteste, der Eidzeuge ist aber am höchsten geehrt.“ Bei Aristoteles ist es der Mythos; von ihm überlebt bei den blanken Antimythologen die Konzeption, alles, was ist, sei reduzierbar auf das, was einmal war. Im Gleich um Gleich ihrer quantifizierenden Methode ist so wenig Raum für das sich bildende Andere wie im Bann von Schicksal. Was sich jedoch in den Menschen, aus ihren Reflexen und gegen diese, objektiviert hat, Charakter oder Wille, das potentielle Organ der Freiheit, untergräbt auch diese. Denn es verkörpert das herrschaftliche Prinzip, dem die Menschen fortschreitend sich selbst unterwerfen. Identität des Selbst und Selbstentfremdung begleiten einander von Anbeginn; darum ist der Begriff Selbstentfremdung schlecht romantisch. Bedingung von Freiheit, ist Identität unmittelbar zugleich das Prinzip des Determinismus. Wille ist soweit, wie die Menschen sich zum Charakter objektivieren. Damit werden sie sich selbst gegenüber – was immer das sein mag – zu einem Äußerlichen, nach dem Modell der auswendigen, der Kausalität unterworfenen Dingwelt. – Überdies setzt der seiner Absicht nach rein deskriptive, positivistische Begriff der „Reaktion“ unvergleichlich viel mehr voraus, als er zugesteht: passive Abhängigkeit von der je gegebenen Situation. Eskamotiert wird a priori die Wechselwirkung von Subjekt und

Objekt, Spontaneität schon durch die Methode ausgeschlossen, im Einklang mit der Anpassungsideologie, welche den Menschen, dienstfertig dem Weltlauf, nochmals jenes Moment theoretisch abgewöhnt. Blicke es bei den passiven Reaktionen, so bliebe es, nach der Terminologie der älteren Philosophie, bei der Rezeptivität: kein Denken wäre möglich. Ist Wille nur durch Bewußtsein, so ist wohl, korrelativ, Bewußtsein auch nur, wo Wille ist. Selbsterhaltung ihrerseits verlangt, in ihrer Geschichte, mehr als den bedingten Reflex und bereitet damit vor, was sie schließlich überschritte. Dabei lehnt sie vermutlich an das biologische Individuum sich an, das seinen Reflexen die Form vorschreibt; schwerlich wären die Reflexe ohne jegliches Moment der Einheit. Sie kräftigt sich als das Selbst der Selbsterhaltung; ihm öffnet sich die Freiheit als seine gewordene Differenz von den Reflexen.